



Convention on the Conservation of Migratory Species of Wild Animals (CMS)

Secretariat provided by the United Nations Environment Programme (UNEP)

25 Jahre Bonner Konvention (CMS)

Texte zu diversen Arten

GRASP and Mountain Gorillas for CMS 25th Anniversary

The mountain gorilla (*Gorilla beringei beringei*) populations of the Virunga Volcanoes region, straddling the borders of Rwanda, Uganda and the Democratic Republic of Congo in East Africa, are one of the most highly endangered species of great apes on this planet. Although recent surveys indicate a slight increase in numbers in the last fifteen years, the current population of approximately 700 individuals is still on the brink of extinction. Because they live across the borders of three countries, the mountain gorilla is covered by the Convention on Migratory Species (CMS).

The major threats to the survival of the mountain gorilla are a result of an increasingly restricted and isolated habitat. They are surrounded by the highest rural human density in Africa, with agricultural development limited only by park boundaries. Political instability in the region and refugee movements have put further pressure on the remaining populations of mountain gorilla.

The Great Apes Survival Project (GRASP) is an innovative and ambitious project of the United Nations Environment Programme (UNEP) and the United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization (UNESCO), launched in 2001 in cooperation with CMS to address the crisis facing the great apes, including the mountain gorilla. GRASP, a World Summit on Sustainable Development (WSSD) Type II Partnership, is a dynamic alliance bringing together UN agencies, governments, NGOs, foundations and private sector interests.

Late in 2002, there was a spate of poaching incidents of mountain gorilla infants from the Virunga Volcanoes region. On four separate occasions, over several months, poachers captured live infants, causing the accompanying loss of adult lives. GRASP responded with a letter from the Executive Director of UNEP, Dr Klaus Toepfer, to UN agencies in the field, requesting their assistance to stem the demand for ape products (bushmeat) and stop the illegal trade in live apes.

Since then, the GRASP Partnership has been working closely with the United Nations Organization Mission in the Democratic Republic of Congo (MONUC) to raise awareness of the illegal trade in live apes and ape products. With the involvement of many GRASP Partners in the field, educational material is being distributed and UN

Peacekeeping staff and local communities alike are being sensitized to the threats facing species such as the mountain gorilla of the Virungas. This cooperation between UN agencies, biodiversity-related conventions, NGOs, sanctuaries and Congolese authorities under the GRASP umbrella, will help to ensure that incidents of poaching of mountain gorillas do not occur in the future. The GRASP Partnership, with the full support of CMS, is acting on the responsibility accorded to them by the international community to secure the long-term survival of viable populations of mountain gorilla in the wild.

Nomaden der Ozeane

Wer kennt ihn nicht, den Flugkünstler mit der größten Spannweite unter den Seevögeln, den Albatros. Stundenlang kann er ohne einen Flügelschlag in den Lüften segeln, was bei Flügelspannbreiten von 2 bis 3,50 m, 1,22 m Körperlänge und je nach Art zwischen 1 und 12 kg Körpergewicht gar nicht so einfach ist. Für ihre Flugkünste nutzen die majestätischen Riesenvögel Luftströmungen über der Meeresoberfläche und können dabei Geschwindigkeiten von bis zu 80 km/h oder mehr erreichen.

Sie sind Nomaden der Lüfte, die bis auf wenige Arten, getragen von ihren geschmeidigen Schwingen, schier unglaubliche Entfernungen zurücklegen. Über den gesamten Pazifik oder die südlichen Ozeane führen ihre Reisen. Selbst bei der Nahrungssuche für ihre Jungen schrecken sie nicht davor zurück, über 6.000 km weit zu fliegen. Geleitet von einem ungewöhnlich gut ausgebildeten Geruchssinn spüren sie Tintenfische, Krill, Oberflächen nah schwimmende Fische, Tran oder schwimmenden Abfall auf und fangen die Beute durch Eintauchen des Schnabels unter die Wasseroberfläche. Manche Arten können sogar exzellent tauchen. Wie andere Seevögel trinken sie Meerwasser und scheiden das Salz durch Nasendrüsen wieder aus. Selbst auf große Entfernungen folgen sie Schiffen, lassen sich gerne, oft gemeinsam mit Kaptauben oder Riesensturmvögeln, auf dem Heck nieder, um sich mit den anderen Mitreisenden um Abfallbrocken aus der Kombüse zu balgen. Die Vögel mit dem charakteristischen kräftigen, gebogenen Schnabel, den großem Schwimmfüßen und der markanten meist schwarz-weißen Gefiederzeichnung boten viel Stoff für Seefahrerlegenden: So sollen die Seelen ertrunkener oder über Bord gegangener Kameraden in den grauen Rußalbatrossen weiter leben.

Die Zeiten der Seefahrerromantik sind für fast alle Albatrosarten aber längst abgelaufen. Heute ist die 24 Arten umfassende Albatros-Familie (Diomedidae) unter allen Vogelfamilien diejenige mit der höchsten Zahl an vom Aussterben bedrohten Arten. Vom Amsterdam-Albatros (*Diomedea amsterdamensis*) soll es nur noch fünf bis acht Brutpaare geben. Fast alle Arten leben in der südlichen Hemisphäre, davon kommen allein 18 nur rund um Australien vor. Sind sie einmal in der Luft, bleiben sie meist auch da, entweder über den Weiten der Ozeane, wie der Graukopfalbatros (*Diomedea chrysostoma*) oder über Küstengewässern wie der Weißkappenalbatros (*Diomedea cauta*). Fast nur zur Partnerwahl, wenn sie mit sechs bis zehn Jahren die Geschlechtsreife erreicht haben, und zur Eiablage kehren sie auf festen Boden zurück, meist kleine

unberührte Inseln. Die nach ausgedehnten Balztänzen in lebenslanger treuer Ehe vereinten Partner kümmern sich gemeinsam zwischen 110 und 304 Tage lang um das einzige Jungtier. Seine Nahrung besteht aus ausgewürgtem öligen Tran, den die Eltern aus der aufgenommenen Nahrung produzieren. Bis zu 1,8 kg des Energietranks kann ein junger Albatros bei einer Fütterung verspeisen. Manche Arten pflanzen sich nur alle 2 bis 3 Jahre fort, andere brüten jährlich.

Obwohl mit einer Lebenserwartung von bis zu 85 Jahren ausgestattet, erreichen nur noch wenige der eleganten Flieger dieses für Vögel biblische Alter. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts sinkt die Zahl der Albatrosse stetig. Schon die frühen Seefahrer aßen ihr Fleisch und die Eier, die sehr schmackhaft sind. Als ihre Federn für Bettzeug und Damenhüte immer beliebter wurden, begann der Mensch den Albatros intensiver zu bejagen. Ganze Kolonien wurden zerstört. Ein Teil ihrer Brutinseln wurde von den Menschen in Besitz genommen, die Vögel mussten weichen. Um Flugzeuge vor Zusammenstößen zu schützen, wurden Tausende der wertvollen Tiere getötet.

Bei Gefahr spucken Albatrosse mit guter Treffsicherheit Angreifern ihren tranigen Mageninhalt entgegen. Doch diese einzige Art der Selbstverteidigung ist wirkungslos gegen ihre größte Bedrohung: die industrielle Langleinensfischerei. Dabei werden lange Leinen ausgeworfen, an denen alle paar Meter ein Haken mit einem Köder befestigt ist. Diese Leinen sind ca. 130 Kilometer lang und mit bis zu 3.000 Haken bestückt. Hauptziele dieser Fangmethode sind Tunfische und Schwarze Seehechte. Albatrosse können die Köder nicht von Fischen unterscheiden, sie stürzen sich auf die vermeintliche Beute, Widerhaken bohren sich durch Schnabel und Schlund, die großen Vögel werden unter Wasser gezogen und ertrinken. Auch im Südpolarmeer, bislang einsames Albatros-Territorium, werden die heimtückischen Leinen bereits eingesetzt. Über 100.000 Albatrosse, so wird geschätzt, sterben jährlich durch Langleinen und allein die illegale Fischerei von Fangflotten aus Lateinamerika und Skandinavien nach dem Schwarzen Seehecht hat in nur einem Jahr etwa 15 Prozent einiger Populationen getötet. Diese hohen Verluste sind kaum noch wett zu machen.

ahrelang waren die eindrucksvollen Segler über den Meeren ohne Lobby. Deshalb verabschiedete die Konvention zur Erhaltung wandernder wildlebender Tierarten (CMS), die 12 Albatrossarten auf Anhang II und zwei auf Anhang I gelistet hat, im Juni 2001 ein internationales Abkommen zum Schutz der Albatrosse und Sturmvögel (ACAP), im Februar 2004 trat es in Kraft. Neun Staaten, darunter mit Spanien eine der wichtigsten Fischfangnationen, haben die Vereinbarung bislang unterzeichnet. Ein vielleicht entscheidender Schritt für das Überleben der Nomaden der Lüfte.

Weitere Informationen:

UNEP/CMS Secretariat

Ms. V. Lenarz

Martin-Luther-King-Str.8

53175 Bonn / Tel.: +49-228-815 2409

Fax: +49-228-815 2449 / e-mail: vlenarz@cms.unep.de / <http://www.wcmc.org.uk/cms>

Bedrohte Riesen: Walhaie

Wenn sein Name fällt, bekommt fast jeder Taucher grosse Augen. Doch Unterwasser-Begegnungen mit dem größten Fisch der Erde, dem Walhai (*Rhincodon typus*), sind selten geworden: Ihr Fleisch ist vor allem in Asien eine beliebte Delikatesse. Die große Nachfrage nach Walhai-Fleisch besonders in Taiwan und Hongkong, und die Aussicht auf über 3.000 € pro erlegtem Walhai verlocken Fischer immer wieder dazu, die Meeresgiganten zu jagen. So sind sie vielerorts bereits ausgestorben oder akut davon bedroht und finden sich heute auf der Roten Liste der vom Aussterben bedrohten Tierarten wieder.

Die Dimensionen des friedlichen Planktonfressers erklären seinen Namen: Mit bis zu 14 Meter Länge, einer vier Meter hohen elegant geschwungenen Schwanzflosse, zwei Meter messenden Brustflossen, einem riesigen etwa 1,50 Meter breiten Maul, ihrer bis zu 10 cm dicken Haut und einem Gewicht von bis zu 15 Tonnen lassen die Knorpelfische so manche Walart klein aussehen. Doch der Gigant ist in vielem noch rätselhaft, obwohl er in allen tropischen Meeren, besonders zwischen dem Äquator und dem 30./40. Breitengrad vorkommt. Zu bestimmten Jahreszeiten treffen sich die mit einer Höchstgeschwindigkeit von 5 km/h gemächlich dahin gleitenden Einzelgänger, die im Gegensatz zu anderen Haiarten beim Schwimmen ihren ganzen Körper, und nicht nur die Schwanzflosse, mit Seitwärtsbewegungen einsetzen, in für sie offenbar sehr reizvollen Meeresgebieten. Dazu gehören die Gewässer vor der philippinischen Insel Pamilacan, der Golf von Kalifornien, die Küsten Mosambiks und Belizes und das Ningaloo Reef in Nordwestaustralien. Nach Meinung von Wissenschaftlern geschieht dies entweder zur Paarung oder wegen eines saisonbedingten reichhaltigen Nahrungsangebotes. Letzteres könnte immerhin die jährlichen Walhai-Versammlungen am Ningaloo-Riff erklären. Dort stoßen zwischen April und Mai die Korallen Milliarden Eier und Spermien ins Wasser ab. Offensichtlich eine Delikatesse für Walhaie, die die eiweißreiche Kraftnahrung aus dem warmen Wasser Tag und Nacht mit ihrem bis zu 6.000 Liter Wasser pro Stunde fassenden Maul einsaugen und dann über sogenannte Kiemenreusen - Tausende von etwa 10 cm langen bartenähnlichen Plättchen - aus ihren jeweils 5 seitlichen Kiemenöffnungen ausseihen. Wie alle anderen Haie besitzen auch Walhaie Zähne, etwa 3000, deren Nutzen und Funktion allerdings unklar ist. Die sanftmütigen Riesen gehören zu den 3 Filtrierern unter den Haien (die beiden anderen sind der Riesenhai und der Riesenmaulhai). Doch im Gegensatz zu den Riesenhaien sind Walhaie aktive Filtrierer. Sie erzeugen aktiv einen Sog und filtrieren die Nahrung, meist Plankton, aber auch Kleinkrebse, kleinere und grössere Fische wie Sardinen, Makrelen und sogar kleine Tunfische, anschließend wieder aus. Dabei schwimmen sie direkt an der Oberfläche, mitunter sogar in vertikaler Position. Doch der Eindruck, hier seien dumpfe Fressmaschinen am Werk, täuscht gewaltig. Es wird vermutet, dass ihr Gehirn mit Hilfe spezieller Rezeptorzellen zahlreiche Signale der Umwelt gleichzeitig verarbeitet: mechanische, chemische, visuelle und elektrische Reize.

Niemand weiß bis heute, auf welchen Wegen die Walhaie zu ihren jährlichen Treffpunkten gelangen, noch wie die innere Uhr funktioniert, die es ihnen ermöglicht, zur gleichen Zeit am gleichen Ort einzutreffen, noch wo genau sie sich die übrige Zeit des

Jahres aufhalten. Ebenso ist unklar, ob sich bei den regionalen Treffen tatsächlich Tiere der gleichen Art einfinden, oder ob es sich hier um voneinander getrennte Populationen handelt. Gleichfalls im Dunkeln liegen Informationen über ihre Lebenserwartung, ihre Entwicklung bis zur Geschlechtsreife oder ihr Paarungsverhalten. Ganz abgesehen davon, dass niemand weiß, wie viele dieser Giganten es überhaupt noch gibt.

Ausgerechnet ihre Geheimnis umwitterten Treffen werden den Meeresbummlern zum Verhängnis. Da sie den Menschen als Feind nicht fürchten, sich Tauchern gegenüber sogar völlig friedlich verhalten und anfassen lassen, sind sie leichte Beute für Fischer, die es auf ihre kostbaren Flossen und ihr heiß begehrtes weißliches Fleisch abgesehen haben. Da hilft den großen Fischen auch nicht ihre gute Tarnung, mit ihrer weiß-gelb gefleckten und gestreiften Haut verschmelzen sie unter der Wasseroberfläche schwimmend optisch mit ihrer Umgebung. So töteten die Fischer dreier Dörfer in Indien allein in einem Jahr etwa 1000 Walhaie, bis die Regierung im August 2001 die seltenen Tiere endlich unter strengsten Artenschutz stellte. Fang und Tötung der sanften Riesen ist seitdem verboten und wird bestraft. Damit folgt Indien Ländern wie den USA, Australien und den Philippinen, die bereits vor einiger Zeit den Handel mit Walhai-Produkten verboten hatten. Gerade die kleine vor Bohol gelegene Insel Pamilacan auf den Philippinen war noch bis vor zwei Jahren ein Hotspot der grausamen Walhai-Jagd. Dabei schlägt man den Tieren einen schweren Eisenhaken in den Leib und zieht sie anschließend an Land, wo sie bei lebendigem Leib zerlegt werden und dabei qualvoll, oft über drei Tage lang, verenden. Um den Inselbewohnern von Pamilacan eine alternative Einkommensquelle zu ermöglichen, werden die Fischer dort seit 2 Jahren zu Touristenführern ausgebildet. Statt zu jagen, fahren die Jäger nun in umgerüsteten Fangbooten Touristen aufs Meer, wo diese, neben gelegentlichen Walhaien, an die elf Arten Wale und Delfine beobachten können.

Auch andernorts hat man das große wirtschaftliche Potenzial der friedlichen Walhai-Nutzung erkannt. Beim staatlich geschützten Ningaloo-Riff sind die Haie eine Touristenattraktion. Rund zehn Millionen Dollar bringen die Tauchtouren den Einheimischen jährlich ein. Dennoch wird der Fisch weltweit weiterhin intensiv gejagt. Die Gier nach Walhaifleisch in Taiwan oder Hongkong scheint unstillbar. Zusätzlich verschärft wird die Situation durch Schlepp- und Stellnetze, in denen auch Walhaie als unbeabsichtigter Beifang verenden. Diese Verluste lassen sich kaum ausgleichen, denn wie die meisten Haiarten vermehren sich Walhaie extrem langsam. Erst mit 30 Jahren werden sie geschlechtsreif, die Jungtiere schlüpfen bereits im Mutterleib aus den Eiern, so dass die Weibchen ihren über 60 cm langen Nachwuchs scheinbar lebend gebären.

Der mysteriöse Gigant wurde bereits 1999 auf Vorschlag der Philippinen auf Anhang II der Konvention zum Erhalt wandernder Arten (CMS) gestellt. 2005 plant das UN-Sekretariat zur Erhaltung wandernder Tierarten (CMS), auch bekannt unter dem Namen Bonner Konvention, eine Tagung über Walhai-Fischerei und den internationalen Handel mit Walhai-Fleisch mit dem Ziel eines Memorandum of Understanding abzuhalten. Gegenwärtig ist dies die beste Lösung, eine internationale Vereinbarung über den Schutz und – gegebenenfalls nachhaltige Nutzung – von Exemplaren dieser Art zu schließen. Populationen europäischer Fledermäuse, eurasisch-afrikanische Wasservögel, Kleinwale

in Nord- und Ostsee sowie im Mittelmeer und Schwarzen Meer werden bereits durch völkerrechtliche Verträge wirksam geschützt. Weiterhin wird die Verabschiedung einer internationalen Vereinbarung zum Walhai diskutiert. Es sind dies vielleicht die letzten Chancen für den größten Fisch der Erde.

Weitere Informationen:

UNEP/CMS Secretariat

Ms. V. Lenarz

Martin-Luther-King-Str.8

53175 Bonn

Tel.: +49-228-815 2409

Fax: +49-228-815 2449

e-mail: vlenarz@cms.unep.de

Web site: www.cms.int (Engl)

S.O.S. - Die Ausrottung der Meeresschildkröten

Seit über 250 Millionen Jahren, weit vor der Zeit der Saurier, leben sie in den Weltmeeren in fast unveränderter Form und Aussehen. Gemeinsam mit Salzwasserkrokodilen, Meeresschlangen und den Galapagos-Meerechsen gehören Meeresschildkröten heute zu den einzigen Reptilienarten, die im Salzwasser leben. Sie kommen weltweit in tropischen und temperierten Gewässern vor. Die meisten Arten bis auf die Lederschildkröte und einige Bastardschildkröten bevorzugen seichte Küstengewässer. Aber alle schwimmen extrem weite Strecken von ihren Nahrungsgründen zu ihren Niststränden. Heute sind die sieben noch existierenden Arten vom Aussterben bedroht. Im Rahmen des Umweltprogramms der Vereinten Nationen (UNEP) setzt sich die CMS mit vielfältigen Aktivitäten für den Schutz und das Überleben diese faszinierenden und einzigartigen Tiergruppe ein.

Meeresschildkröten fressen Quallen, Algen, Muscheln, Kerbtiere, Seegras und manchmal meist kranke Fische. Ihre Vorderextremitäten sind zu langen Paddelflossen umgeformt, mit denen sie ausgezeichnet schwimmen und tauchen können. Nur zur Eiablage kommen die dann recht schwerfällig wirkenden weiblichen Panzerträger nach etwa 15 Jahren im Meer alle zwei bis drei Jahre an Land, immer nach Einbruch der Dunkelheit. Ihre Spuren gleichen denen eines Kettenfahrzeuges und sind leicht auszumachen. Ist ein günstiger Platz für das Nest gefunden, gräbt das Weibchen mit den hinteren Flossen eine etwa 60 cm tiefe, kreisrunde Legehöhle mit einem Durchmesser von etwa 15 cm. Anschließend beginnt sofort die Eiablage. Binnen 30 Minuten legt sie zwischen 50 und 200 weichschalige Tischtennisball große Eier. Dann schaufelt sie die Höhle mit den hinteren Flossen zu und kehrt ins Meer zurück. Die Jungen, deren Geschlechterbildung über die Temperatur im Nest erfolgt, werden von der Sonne ausgebrütet. Bei 28 Grad Celsius schlüpfen nur männliche Tiere, bei etwa 32 Grad nur weibliche. Nach 45 bis 70 Tagen graben sich die Minischildkröten aus ihrem wohltemperierten dunklen Brutkasten und krabbeln, wie von einer inneren Uhr gesteuert, schnurstracks auf den hellsten Horizont,

den Ozean, zu. Es ist ein Wettlauf mit dem Tod. Befinden sich Lichtquellen von Hotels, Restaurants oder Straßen in der Nähe, die heller als das Meer sind, steuern sie diese an und finden nicht mehr ins Meer. Gierig stürzen sich Krabben und Möven auf die frisch Geschlüpften, nur wer schnell ist und Glück hat, erreicht das Wasser, wo weitere Gefahren lauern. Junge Schildkröten sind bei Raubfischen eine beliebte und leicht zu fangende Speise. Man schätzt, dass lediglich 0,5% aller geschlüpften Tiere das geschlechtsreife Alter erreichen. Die Weibchen schwimmen oft über 13.000 Kilometer genau an den Strand zurück, an dem sie einst das Licht der Welt erblickten. Dabei orientieren sich die wackeren Schwimmer wahrscheinlich mit einem körpereigenen Kompass anhand des Magnetfelds der Erde auf einem Weg, der ihnen von Geburt an bekannt ist.

Das größte Meeresreptil der Welt ist die Lederschildkröte. Sie wird bis zu 600 Kilogramm schwer, erreicht eine Panzerlänge von 2,1 Meter und kann über 800 Meter tief tauchen. Ausgerechnet der Gigant ist zugleich die am stärksten bedrohte Art, die nach Ansicht von Experten bereits innerhalb der nächsten Jahre aussterben könnte. Während ihr Fleisch für den Menschen giftig ist, sind die Eier ein begehrtes Nahrungsmittel.

Insgesamt weiß man bis heute aber immer noch sehr wenig über die Biologie der Weitschwimmer. Wo sie sich während ihrer langen Wanderungen genau aufhalten, wie alt sie werden oder wie Männchen und Weibchen in den Weiten der Ozeane zueinander finden ist unbekannt. Es besteht die akute Gefahr, dass sich dieses Wissensdefizit nicht wird beheben lassen. Vorbei sind die Zeiten, als der Mensch eine besondere Beziehung zu ihnen hatte. Bereits in der frühen Steinzeit wurden sie kultisch verehrt. In vielen Sagen, z.B. in der griechischen Lyra spielt die Schildkröte eine wichtige Rolle. Die Griechen verehrten sie in der Antike als göttliche Tiere, bildeten auf der ersten Münze von Ägina rund 600 v. Chr. eine Meeresschildkröte ab, heute verbauen sie Niststrände mit Hotelanlagen. In Bali werden sie religiös verehrt und sind Wappentier.

Sechs der sieben Arten, Suppenschildkröte (*Chelonia mydas*), Echte Karettschildkröte (*Eretmochelys imbricata*), Unechte Karettschildkröte (*Caretta caretta*), Bastardschildkröte (*Lepidochelys olivacea*), Atlantische Bastardschildkröte (*L. kempii*) und die Lederschildkröte (*Dermochelys coriacea*) stehen auf Anhang I der CMS, während die Australische Suppenschildkröte (*Natator depressus*) auf Anhang II geführt wird.

Fast scheinen die Gefahren zu vielfältig, um ihr Überleben auf lange Sicht zu gewährleisten. Meeresschildkröten sterben weltweit zu Zehntausenden als Fleischlieferanten - allein in Bali wurden noch bis vor wenigen Jahren bis zu 30.000 Suppenschildkröten jährlich geschlachtet. Das aus der obersten Panzerschicht gewonnene Schildpatt einer Karettschildkröte kann auf dem Weltmarkt etwa 5.000 € pro Kilogramm einbringen. Sie ertrinken als Lungenatmer in Fischernetzen, ihre Strände werden durch den Bau von Hotelanlagen zerstört, die Jungen laufen, abgelenkt durch künstliche Lichtquellen, in die falsche Richtung, Nester werden wegen der als Delikatesse oder Potenzmittel beliebten Eier geplündert. Zusätzliche Gefahren lauern in der zunehmenden Verschmutzung der Ozeane. Sie vergiften sich in Ölteppichen oder verschlucken herumtreibende Plastiktüten, die sie irrtümlich für Quallen halten. Andere werden durch

Schiffsschrauben grausam verstümmelt. So im indischen Orissa, wo sich jedes Jahr fast 700.000 Meeresschildkröten den Strand hinauf schleppen. Allein während der Brutsaison 2000 fanden hier schätzungsweise 20.000 verletzte Tiere den Tod. Orissa, der größte Nistplatz dieser Reptilien, ist heute zugleich ihr größter Friedhof.

Innerhalb von nur 30 Jahren haben es die Menschen geschafft, diese eleganten Urtiere beinahe auszurotten. Um die fatale Entwicklung aufzuhalten, hat die CMS bislang 2 regionale Vereinbarungen verabschiedet. Während die eine alle Anrainerstaaten des Indischen Ozeans sowie Süd-Ost-Asien umfasst und von bislang 11 Ländern unterzeichnet wurde, umfasst die andere 25 Staaten der afrikanischen Atlantikküste von Marokko bis Südafrika. Zu den Zielen gehören unter anderem die Ausarbeitung umfassender Schutzmaßnahmen, die Initiierung und Entwicklung lokaler Schutzprojekte und die Einrichtung einer zentralen Koordinationsstelle für die Umsetzung der Vereinbarungen. Darüber hinaus unterstützt die CMS zoologische Studien in West Afrika zur Entwicklung eines Prototyps für ein globales Informationssystem mit einer Datenbank für alle Nistplätze im Gebiet des Indischen Ozeans sowie eine genetische Studie über Wanderungsbewegungen im Indo-Pazifik. Zusätzlich werden eine Beifangstudie und ein Markierungsprogramm für Bastardschildkröten in Sri Lanka gefördert, um lokale Fischer für den Schutz der Tiere zu sensibilisieren.

Außerdem veranstaltet die CMS regelmäßige Workshops für Wissenschaftler und Naturschutzexperten aus Ländern des westlichen und nördlichen Indischen Ozeans und der westafrikanischen Anrainerstaaten. Hierbei konnte bereits ein Meeresschildkröten-Aktionsplan für Kenia oder die Entwicklung eines regionalen CMS-Meeresschildkröten-Aktionsplans für den nördlichen Indischen Ozean unter Dach und Fach gebracht werden. Diese Aktionspläne sollen die Basis für die Entwicklung einer nationalen und internationalen Gesamtstrategie für den Meeresschildkrötenschutz im gesamten Indischen Ozean bilden. Die bislang umfangreichste Bestandsaufnahme über den Status der Meeresschildkröten entlang der afrikanischen Atlantikküste wurde von der CMS finanziert und in 2001 publiziert.

Dies sind nur einige Beispiele dafür, mit welcher hoher Priorität die CMS den Erhalt der auf Anhang I gelisteten Meeresschildkrötenarten behandelt. Die CMS ist sich ihrer hohen Verantwortung bewusst, diesen rätselhaften Meeresbewohnern eine Chance zu geben.

Die Qual des Wals: Bedrohte Meeressäuger

Als Herman Melville in seinem „Moby Dick“ Mitte des 19. Jahrhunderts Überlegungen zur möglichen Ausrottung der Wale durch den Walfang anstellte, ahnte er noch nichts von den ausgeklügelten Vernichtungsmethoden, die bereits ein Jahrhundert später manche Wal- und Delfinbestände nahezu zusammenbrechen lassen würden. Vergänglich als Individuum, aber unsterblich als Art, so seine Schlussfolgerung, seien die Leviathane, die zudem die Pole als letzte und dem Menschen unzugängliche Zufluchtsstätte hätten.

Wie wenig konnte er damals wissen, dass 1994, also knapp 150 Jahre später, genau dort, nämlich im Südpolarmeer ein Walschutzgebiet ausgewiesen würde, das vor dem Menschen allerdings nicht so sicher ist, wie er es damals glaubte. Heute drohen Walen und Delfinen (Cetaceen) andere Gefahren als der seit 1986 verbotene kommerzielle Walfang. Die global größte geht sicherlich von der industriellen Fischerei mit ihren unselektiven Fangmethoden aus, bei der schätzungsweise die dreifache Menge an Cetaceen ums Leben kommt als Wale zu Hochzeiten des Walfangs im 20. Jahrhundert. An die 60.000 Wale und Delfine, so neueste Schätzungen, verenden jährlich in den Netzen qualvoll als Beifang. Hiervon betroffen ist auch die einzige heimische Art, die in Nord- und Ostsee lebenden Schweinswale oder Kleinen Tümmler (*Phocoena phocoena*), von denen sich rund 7000 Tiere jedes Jahr allein in dänischen Stellnetzen verheddern. Hinzu kommt die Überfischung der Meere, die das Nahrungsangebot der Meeressäuger dezimiert. Akustische und toxische Meeresverschmutzung sowie Lebensraumzerstörung bergen weitere Gefahren wie auch die direkte Jagd auf die charismatischen Meeresbewohner, die für den menschlichen Verzehr zum Beispiel in Japan, Peru oder auf den Färöer Inseln getötet werden.

Die in vielem noch rätselhaften Wale und Delfine bewohnen den weltweit größten Lebensraum: die ungefähr 70 Prozent der Erdoberfläche bedeckenden Meere und Ozeane. Man findet sie in kalten und tropischen Meeren, in Küstengewässern und auf der Hochsee und manche Delfine sogar ausschließlich in Flüssen. So vielfältig wie ihr Lebensraum sind auch die verschiedenen Arten selbst. Zur Unterordnung der Bartenwale zählen mindestens 11 Arten, darunter der Blauwal (*Balaenoptera musculus*), das mit bis zu 180 Tonnen und 33 Metern größte Tier überhaupt, oder der Grönlandwal (*Balaena mysticetus*), der mit einem Alter von weit über 100 Jahren als das Säugetier mit der höchsten Lebenserwartung gilt. Die Unterordnung der Zahnwale umfasst an die 70 Arten, deren größter Vertreter der bis zu 18 Meter lange und 57 Tonnen schwere Pottwal (*Physeter macrocephalus*) ist. Ebenfalls dazu zählen die „Einhörner“ der Meere, die Narwale (*Monodon monocerus*), die einzige mit einem spiralig gewundenen Stoßzahn bewehrte und in arktischen Gewässern lebende Art, oder die in der griechischen Mythologie verehrten Gemeinen Delfine (*Delphinus delphis*) mit ihrem markanten seitlichen Stundenglas-Muster. Sogar bis ins Süßwasser hat sich diese Tiergruppe vorgewagt. Unter den Flussdelfinen findet man beispielsweise die faktisch blinden, dafür mit einem hoch entwickelten Biosonar ausgestatteten Ganges- und Indus-Flussdelfine (*Platanista gangetica*) in Indien, Bangladesch, Nepal und Pakistan, oder den mit seinem langen Schnabel und der bisweilen glänzend rosa Hautfarbe bizarr aussehenden Boto oder Amazonas-Delfin (*Inia geoffrensis*).

Eines ist ihnen allen jedoch gemein: ihr langfristiges Überleben ist durch das kontinuierliche Vordringen des Menschen in ihre natürliche Umwelt gefährdet. Dies betrifft in manchen Fällen sogar den Fortbestand einer ganzen Art, wie beim Chinesischen Flussdelfin oder Baiji (*Lipotes vexillifer*), von dem es schätzungsweise nur noch 30 Exemplare in freier Wildbahn gibt und der nach Meinung von Wissenschaftlern innerhalb der nächsten 10 Jahre ausstirbt. Ihr rasanter Rückgang in den letzten Jahrzehnten ist vor allem auf die durch starkes Schiffsaufkommen und Staudammbau verursachte Zerstörung ihres Habitats sowie Beifangtod in der Fischerei zurückzuführen.

Anderenorts haben die Meeressäuger mit toxischen Belastungen zu kämpfen, wie besonders die Population der Belugas oder Weißwale (*Delphinapterus leucas*) des St.-Lawrence-Stroms in Kanada. Die aufgrund ihres umfangreichen Lautrepertoires auch „Kanarienvögel“ der Meere genannten Wale, die in arktischen und subarktischen Gewässern verbreitet sind, weisen derart hohe Konzentrationen an Umweltgiften auf, dass ihre Kadaver als Sondermüll entsorgt werden müssen.

Eine weitere ernst zu nehmende, bislang jedoch unterschätzte Gefahr für Cetaceen liegt in der durch zunehmenden kommerziellen Schiffsverkehr, militärisches Sonar und seismische Erkundungen erzeugte akustischen Meeresverschmutzung. So befürchten Wissenschaftler, dass die über Tausende von Kilometern hörbaren, zur Anlockung der Weibchen dienenden „Liebesballaden“ der Finn- und Blauwalmännchen im Lärm der Meere untergehen. Dadurch könnte der Nachwuchs ausbleiben, denn im Gegensatz zu beispielsweise Buckelwalen (*Megaptera novaeangliae*) suchen diese Arten keine speziellen Paarungsgründe auf. Potenzielle „Kommunikationsstörungen“ sind nicht die einzige Folge. Nach Meinung von Experten kann der stellenweise enorme Geräuschpegel zu einer Gewöhnung oder auch zu eingeschränktem Hörvermögen führen, beides mögliche Ursachen für die sich häufenden Kollisionen zwischen Schiffen und Meeressäugern. Untersuchungen in den viel befahrenen Gewässern der Kanarischen Inseln haben ergeben, dass die dort heimischen Pottwale eine enorme Toleranz gegenüber Störgeräuschen entwickelt haben, aufgrund derer sie die herannahenden Schiffe, besonders Schnellfähren, nicht mehr als Gefahr wahrnehmen und deshalb viel zu spät oder gar nicht abtauchen. Bei zwei tödlich überfahrenen Pottwalen stellte man fest, dass beide Tiere taub waren. Weitere Studien zeigten, dass nicht nur fast alle Großwalarten, sondern auch ihre kleineren Verwandten, wie Große Tümmler (*Tursiops truncatus*), Streifendelfine (*Stenella coeruleoalba*) und Grindwale (*Globicephala melas*) Zusammenstoßen zum Opfer fallen. Derartige Unfälle können sogar ganze Bestände gefährden, wie die Population der vor der nordamerikanischen Ostküste lebenden nur noch etwa 300 Exemplare zählenden Nördlichen Glattwale oder Nordkaper (*Eubalaena glacialis*). Die äußerst langsamen, höchstens neun Kilometer pro Stunde zurücklegenden Leviathane halten sich überwiegend auf oder direkt neben wichtigen Schiffsrouten auf, und mindestens 34 Prozent der Todesfälle sind auf Kollisionen zurückzuführen.

Der zahlenmäßige Rückgang vieler Wale und Delfine ist meist durch eine Kombination mehrerer „Störfaktoren“ bedingt. So sind die Bestände der drei endemischen Arten des Schwarzen Meeres, Großer Tümmler, Gemeiner Delfin und Schweinswal, aufgrund jahrzehntelanger Verschmutzung und unselektiver Fischerei drastisch gesunken. In der Adria haben unselektive Fischerei, Überfischung, direkte Tötung und ausufernder Tourismus die Bestände auf einen kümmerlichen Rest von etwa 220 Großen Tümmlern schrumpfen lassen.

Mit diversen Instrumenten will die Konvention zum Erhalt wandernder Arten (CMS) den drohenden Schwund der Meeressäuger aufhalten. Auf Anhang I finden sich sechs Cetaceenarten, zwei Otterarten sowie je eine Robben- und Seekuh-Art. Auf Anhang II sind derzeit 33 Cetaceen-Arten, drei Robben- und zwei Seekuh-Arten, davon meist

geographisch begrenzte Populationen, gelistet. Mit zusätzlichen, eigenen Abkommen werden Kleinwale in Nord- und Ostsee sowie im Mittelmeer und Schwarzen Meer geschützt und Seehunde im Wattenmeer. Weitere Maßnahmen und Aktionspläne betreffen den Schutz der im Ostatlantik lebenden Populationen der Mittelmeermönchsrobbe und von Kleinwalen und Manati-Seekühen vor der tropischen Westafrikaküste. Zusätzliche Studien umfassen ein Projekt zur Erforschung und zum Erhalt westafrikanischer Meeressäuger, in deren Verlauf eine bislang unbekannte Population des gefährdeten Kamerunfluss-Delfins (*Sousa teuszii*) entdeckt wurde, eine Untersuchung über Cetaceen im Golf von Tongking im südchinesischen Meer zur Förderung chinesischer und vietnamesischer Wissenschaftler, eine Studie zu Kleinwalen mit Wanderungsbewegungen und damit verbundenen Schutzaspekten als besonderem Schwerpunkt sowie eine Studie zu Kleinwalen in der zwischen Indonesien und Australien gelegenen Timor-See. Geplant ist eine von den Philippinen und Indonesien gemeinsam durchzuführende Studie über Meeressäuger in der Celebes-See. Des Weiteren unterstützte die CMS in Südamerika einen Workshop zur Koordination der Forschungs- und Schutzarbeit für den La-Plata-Delfin (*Pontoporia blainvillei*) im Südwestatlantik mit dem Ziel, die Zusammenarbeit zwischen den jeweiligen Ländern zu fördern, sowie in Afrika einen Workshop über westafrikanische Meeressäuger. Im Juli 2002 fand auf den Philippinen eine Konferenz über Biologie und Erhalt von Kleinwalen in Südostasien statt.

Wichtige Kooperationspartner der CMS sind unter anderem die Internationale Walfangkommission (IWC) sowie die Meeressäuger-Spezialistengruppe der Internationalen Naturschutz-Union IUCN/SSC (International Union for Conservation of Nature and Natural Resources/Species Survival Commission).

Further information:

UNEP/CMS Secretariat

Ms. V. Lenarz

Martin-Luther-King-Str.8

53175 Bonn

telephone +49-228-815 2409

facsimile: +49-228-815 2449

email: vlenarz@cms.int

http://www.cms.int

<http://www.ascobans.org>

<http://www.accobams.mc>

Wüstenantilopen in Nordafrika: Haben sie eine Überlebenschance?

Sie ist für uns der Inbegriff der Anmut: die Antilope mit ihrem grazilen Körperbau, ihren kraftvollen und doch anmutigen Bewegungen und ihrem kurzen schwingenden Schwanz. Doch die Antilopen in den Trockenzonen Nordafrikas im Sahel und der Sahara zählen seit mehr als zwanzig Jahren zu den bedrohtesten Tierarten der Erde. Bürgerkriege in

Algerien, Äthiopien und Sudan, Bevölkerungswachstum und zunehmende Armut in Teilen Nordafrikas und die Auflösung Jahrtausende alter Stammes- und Sozialstrukturen hatten verheerende Folgen für Mensch und Tier. Aber schon vor hundert Jahren fielen ganze Populationen von Antilopen dem Jagdtourismus zum Opfer. Noch heute veranstalten reiche Leute aus den Golfstaaten Jagdsafaris, bei denen Antilopen aus Hubschraubern und Jeeps mit automatischen Waffen getötet werden. Aber zumindest in Bezug auf die Antilopen ist damit Schluß; es gibt sie praktisch nicht mehr. Armut und der Verlust der Lebensgrundlage drängt die Menschen in der Region zur Wilderei. Jagdtouristen aus Europa und Amerika, Techniker, die nach Rohstoffen wie Öl und Mineralien forschten, Soldaten, Marodeure und die mitleidende Bevölkerung: alle bedienten sich aus dem, was die karge Natur hergab.

Keine andere Region der sogenannten Paläarkt, die Europa, den Nahen Osten, und Teile Asiens nördlich des Himalaya und Nordafrika bis zum Beginn des Tropengürtels umschließt, hat mehr Vögel und Säugetiere verloren als die Sahara. Dieser dramatische Verlust verdeutlicht das ökologische Ungleichgewicht in Nordafrika. Die Zerstörung des Lebensraumes und die von Menschen verursachte Ausdehnung der Wüste in den letzten Jahrzehnten haben bereits zur Ausrottung einiger Arten geführt. Für die verbleibenden Arten in Wüstenhabitaten bedeutet es eine unmittelbare Gefahr. Einige Antilopen- und Gazellen-Arten sind weltweit vom Aussterben bedroht.

Die herausragende Fähigkeit der Wüstenantilopen, selbst in großen Herden in unbewohnbaren Trockengebieten zu überleben, gab schon den ersten Forschern im Sahel und in der angrenzenden Sahara ein Rätsel auf. Monatlang können sie ohne Wasser auskommen. Pflanzen mit geringem Wassergehalt ersetzen ihnen offene Wasserstellen. Sie legen erstaunlich weite Strecken zurück, um karges, weit verstreutes Weideland aufzusuchen. Mit ihrem untrügerischen Instinkt wittern sie sogar auf 200 Kilometer Entfernung Regen. Ihre Gabe, frische Gräser in der Ferne aufspüren, gehört zu den Wundern der Natur. Im Gegensatz zu den Nutztieren, Rindern, Ziegen, Kamelen sorgen sie mit dem Abweiden bestimmter Pflanzen für deren Verbreitung und verhindern die fortschreitende Verwüstung. Somit spielen sie eine entscheidende Rolle bei der Wahrung und nachhaltigen Nutzung des Lebensraumes. Seit jeher waren die Menschen in dieser Region auf die Antilopen angewiesen: ihr getrocknetes Fleisch war überall auf den Märkten Nordafrikas zu finden. Stämmen in der südlichen Sahara und im Sahel diente sie als Nahrungsquelle. Ohne die Antilope ist die Kultur der indigenen Völker unvorstellbar. Aber die Jahrtausende alte Kultur der Nomaden ist ebenso bedroht wie die wandernden Tierarten es sind.

Die Oryx-Antilope, die größte ihrer Art mit ihren beeindruckenden säbelförmigen Hörnern, ist bereits aus der freien Wildbahn verschwunden. Insgesamt sechs Antilopen- und Gazellenarten dieser Großregion, größer als Australien, sind im höchsten Maße vom Aussterben bedroht. Die Konvention wanderender wildlebender Tierarten (CMS) will diese Entwicklung aufhalten. Alle Arten sind auf Anhang I der Konvention verzeichnet. Auf internationaler Ebene ermöglicht dies eine konzertierte Aktion und strikten Schutz zum Wohle der Tiere.

Glücklicherweise lassen sich die meisten Antilopen und Gazellenarten in großen Gehegen von Zoos und Parks halten. Dies ist in den vergangenen Jahrzehnten geschehen, sodaß es von den meisten der sechs praktisch ausgerotteten nordafrikanischen Arten genügend Tiere in privaten Parks und zoologischen Gärten hauptsächlich in Europa und den USA gibt.

Ein erster Schritt in Richtung einer Wiederansiedlung dieser Tierarten in der Wildnis war und ist die systematische Gefangenschaftszucht. Die nachgezüchteten Tiere wurden nach Nordafrika transportiert. Ihre kontrollierte Auswilderung erfolgt zunächst in großen Nationalparks und anderen Schutzgebieten. Dort sollen sich die Tiere wieder an die Wildnis gewöhnen, sich vermehren. Apäter sollen dann die Zäune geöffnet werden, damit die Tiere hoffentlich ganz Nordafrika wieder besiedeln.

Im Februar 1998 veranstalteten Experten aus den 14 Arealstaaten Ägypten, Libyen, Tunesien, Algerien, Marokko, Senegal, Mauritien, Burkina Faso, Mali, Niger, Nigeria, Tschad, Sudan und Äthiopien gemeinsam einen Workshop in Djerba, Tunesien. Wissenschaftliche Institutionen und Nichtregierungsorganisationen nahmen ebenso teil. Ergebnis war der Entwurf eines Aktionsplanes. Auf Initiative von CMS trat noch im selben Jahr der Aktionsplan zur Rettung dieser symbolträchtigen Tiere in Kooperation mit dem Königlich Belgischen Institut für Naturwissenschaften (IRSNB) in Kraft. Er sieht die Erhaltung und Wiederherstellung früherer Habitats als Voraussetzung für eine Auswilderung und Erholung der Bestände vor. Nur eine wirksame Öffentlichkeitsarbeit in diesen Ländern kann den Anstoß zu den notwendigen Gesetzesinitiativen geben. Ziel ist es, das Projekt als Teil der sozio-ökonomischen Entwicklung in den Gemeinden vor Ort zu verankern. Ist die fortschreitende Wüstenbildung eingedämmt, kann langfristig der Ökotourismus die nachhaltige Nutzung der natürlichen Ressourcen in der Region fördern.

Im April 2002 gab die französische Regierung grünes Licht für ein internationales Global Environmental Fund-Projekt (GEF), das vom Fonds Français de l'environnement Mondial (FFEM), CMS und anderen Sponsoren kofinanziert wird. Trotz einiger erfolgreicher Maßnahmen zum Schutz der Tierwelt in Senegal, Niger, Tschad, Tunesien und Marokko in den 70er und 80er Jahren gingen die Bestände wildlebender Antilopen unaufhörlich zurück. Auch die Auswilderung von Tieren führte nicht zur Erholung der Bestände.

Derzeit arbeitet CMS ein Abkommen zwischen den 14 Arealstaaten aus: Denn erst wenn sie die Antilopen als gemeinsames kulturelles Erbe erkennen, kann die biologische Vielfalt der Region erhalten bleiben. Es gibt eine Chance, die Antilopen in der Steppe und Wüste Nordafrikas vor dem Aussterben zu bewahren. Mit ihrer einzigartigen Anpassung an Trockenheit und Dürre fällt ihnen bei der Erhaltung der biologischen Vielfalt eine Schlüsselrolle zu. Damit sind sie für Natur und Menschheit von unschätzbarem Wert.

Auf Samtpfoten in den Artentod: Der Schneeleopard

Seine Welt sind die harschen und zerklüfteten Berge Zentralasiens. In Höhenlagen von 2500 und 6000 Metern verbringt der Schneeleopard (*Uncia uncia*), auch Irbis oder Unze genannt, sein einzelgängerisches Leben. Doch auch in diesem relativ unwirtlichen Lebensraum konnte er seinem einzigen Feind, dem Menschen, nicht entkommen. Lebensraumzerstörung, Dezimierung seiner Beutetiere und Wilderei haben die Populationen an den Rand der Ausrottung getrieben. Schätzungen zufolge soll es nur noch zwischen 3500 und 7000 Exemplare der auf der Roten Liste der vom Aussterben bedrohten Tierarten geführten Großkatze in freier Wildbahn geben.

Mit großen Pfoten, die ihm die Pirsch über den Schnee ermöglichen, und seiner Tarnung mit dunkelgrauen rosettenförmigen Flecken auf rauchgrauem Fell, die ihn optisch mit der felsigen Landschaft verschmelzen lässt, ist der Irbis perfekt an seine natürliche Umgebung angepasst. Sein etwa 1.230.000 Quadratkilometer großer Lebensraum, zumeist kaltes trockenes und halbtrockenes Gebüsch- und Grasland oder auch kahle Zonen, umfasst den Himalaja im äußersten Westen Chinas (Tibet), in Bhutan, Nepal und Indien, den Hindukusch von Nordpakistan bis Afghanistan, das Altai-Gebirge vom Süden der Mongolei bis nach Russland und Kasachstan, sowie weitere sich bis nach Kirgistan, Usbekistan und Tadschikistan erstreckende Gebirgszüge. Seine langen Hinterbeine verleihen ihm gewaltige Sprungkraft, so dass der elegante Jäger sogar Steinböcke oder Wildziegen verfolgen und erlegen kann. Je nach Region stehen auch Blauschafe, Moschustiere, Murmeltiere, Schneehühner oder verschiedene Fasanenarten auf seinem Speiseplan.

Doch immer weiter dringt der Mensch in den Lebensraum der Großkatze vor, zerstückelt ihn durch Besiedelung und verursacht einen Teufelskreis, der sicherlich am meisten zum stetigen Rückgang der Irbis-Populationen beiträgt. Durch die Weidewirtschaft, der dominierenden Nutzungsform, werden die Bestände der in diesen Höhenlagen ohnehin schon spärlichen Beutetiere dezimiert, so dass sich die opportunistischen Großkatzen immer öfter auch Nutztiere, wie Hausschafe oder -ziegen, Pferde oder junge Yaks greifen. Sie scheuen sich auch nicht, in Korralle einzudringen, wo sie mehrere Tiere auf einmal töten. Aus Rache erschießen die Hirten jeden Schneeleoparden, den sie erwischen können. Sieben der 12 den Lebensraum des Irbis umfassenden Länder nutzen bereits mehr als ein Viertel ihres gesamten Bodens als Dauerweide. Erschwerend hinzu kommt die instabile politische Lage in dieser Region. Militärische Konflikte an den durch die wichtigsten Lebensräume des Schneeleoparden verlaufenden Staatsgrenzen haben die biologische Vielfalt der Berge zerstört. Wilderei auf die in allen Anrainerstaaten geschützte Katze tragen ihr Übriges zum Schwund der Populationen bei. Begehrt werden nicht nur das schöne Fell der Tiere für den illegalen internationalen Pelzhandel, um die große Nachfrage besonders in Zentralasien, Russland und Osteuropa zu stillen, sondern auch ihre Knochen und andere Körperteile für die traditionelle asiatische Medizin. Zur Aufbesserung ihres schlechten Gehaltes beteiligen sich oft auch die Grenzposten an der illegalen Jagd.

Für den Menschen sind die scheuen zwischen 30 und 60 Kilogramm schweren Katzen ungefährlich, obwohl ihre Beute oftmals das Dreifache ihres Körpergewichts ausmacht. Nur wenn sie sich oder ihren Nachwuchs bedroht sehen, verteidigen sie sich. Bei einer Begegnung mit einem Menschen werden sie eher flüchten als angreifen, selbst nicht zur Verteidigung eines erlegten Beutetieres. Schneeleoparden brüllen nicht, wie beispielsweise Löwen, sondern schnurren wie Hauskatzen. Ihr Hauptruf erinnert an den des zur Gattung der Goldkatzen gehörenden Pumas (*Profelis concolor*), wie auch die Fleckenzeichnung der Neugeborenen der junger Pumas zum Verwechseln ähnlich ist.

Der geschmeidige Jäger lebt vorwiegend über der Baumgrenze in zerklüftetem Terrain nahe steilen Abhängen, im Winter wagt er sich gelegentlich bis auf Höhen von 1500 Meter herab. Auf seinen Streifzügen bewegt sich der Irbis ungefähr auf halber Höhe am Abhang entlang. Als Lager bevorzugt er die Nähe von Gebirgskämmen und steilen Abhängen oder andere eine gute Aussicht bietende Stellen. Vor der Kälte schützt ihn sein langes Fell mit dichtem Unterhaar und ein buschiger Schwanz, der fast noch einmal so lang sein kann wie seine Körperlänge von 100 bis 130 cm und ihm zusätzliche Wärme bietet, indem er ihn um Kopf und Körper schlingt. Sein unwegsamer Lebensraum ist auch der Grund für sein wenig erforschtes Leben in freier Wildbahn. Man nimmt an, dass ein einzelner Irbis ein Streifgebiet von weit über 100 Quadratkilometern haben kann, in der Mongolei, wo geeignete Beutetiere Mangelware sind, möglicherweise sogar an die 1000 Quadratkilometer. Eine Revierabgrenzung nehmen sowohl Weibchen als auch Männchen durch Spritzharn vor oder durch Ausgraben kleiner Mulden, in die sie Urin oder Kot absetzen. Nur zur Paarung treffen Katze und der etwa 30 Prozent größere Kater zusammen, danach trennen sich ihre Wege, die Mutter zieht die Jungen nach einer 90 bis 100 Tage dauernden Tragzeit alleine auf. Würfe bestehen meist aus 2 bis 3 Jungtieren, die zwischen 18 und 22 Monate bei der Mutter bleiben, bevor sie auf sich selbst gestellt sind.

Der Schneeleopard wurde bereits 1985 auf Vorschlag von Deutschland auf Anhang I der Konvention zum Erhalt wandernder Arten (CMS) gesetzt. Lyle Glowka, Agreements Officer bei der CMS, stellte anlässlich des letzten im Mai 2002 in Seattle, USA durchgeführten und von der internationalen Stiftung „International Snow Leopard Trust“ organisierten Treffens zum Erhalt des Schneeleoparden (Snow Leopard Survival Summit) mögliche CMS-Instrumente zur Umsetzung weiterer Erhaltungsmaßnahmen in den betreffenden Ländern vor. Mit diesen Instrumentarien will die CMS den Sprung des Schneeleoparden in den Artentod in der freien Wildbahn aufhalten.

Weitere Informationen: www.snowleopard.org

*UNEP/CMS Secretariat
Ms. V. Lenar
Martin-Luther-King-Str.8
53175 Bonn
Tel.: +49-228-815 2409
Fax: +49-228-815 2449*

MEMORANDA OF UNDERSTANDING UNDER THE CONVENTION **(Sheet 6)**

THE MEMORANDUM OF UNDERSTANDING CONCERNING CONSERVATION MEASURES FOR THE SIBERIAN CRANE *(Grus leucogeranus)*

The Siberian Crane MoU was the first MoU developed under CMS auspices. It was concluded on 1 July 1993 and revised on 1 January 1999.

Originally concentrating on the Western and Central populations of Siberian cranes, which migrate between breeding grounds in Western Siberia and wintering sites in Iran and India respectively, the scope of the Memorandum was extended in 1998 to cover the larger Eastern Asian population which winters around Poyang Lake, China, and accounts for over 95% of the birds.

The serious threat of the Siberian Crane must be attributed firstly to hunting during their migration routes and habitat deterioration in their wintering ground. Although the shooting of Siberian Cranes is prohibited in most of the Range States, illegal shooting persists.

The MoU area covers twelve Range States including Afghanistan, Azerbaijan, China, India, Islamic Republic of Iran, Japan, Kazakhstan, Mongolia, Pakistan, Russian Federation, Turkmenistan and Uzbekistan. An up to date list of the Agreement's Parties is found in its Agreement Summary Sheet.

The Conservation Plans

The Conservation Plans for the Western, Central and Eastern Siberian Cranes, agreed in May 2001, are structured according to the MoU's basic objectives, followed by a number of programmes and specific activities that recognize both the similarities and differences in the actions required to restore the populations.

Overall aims of the three plans are to reduce mortality in the remaining populations, to protect and manage their habitats and enhance co-operation among the Range States and other concerned agencies. The plans for the Western and Central populations strive also to increase numbers and genetic diversity.

The implementation of the Conservation Plans is reviewed regularly during a meeting of Siberian crane Range States. Here, the Conservation Plans for all three populations are updated.

Activities under the MoU

There are signs that the work under the MoU is beginning to show results: important new information about critical sites has been gathered, recovery efforts are better co-ordinated and the remaining Western/Central Asian populations are managing to maintain stable numbers.

The *International Crane Foundation* (ICF) is a CMS partner organisation for which the Convention co-funds the post of the Siberian Crane Flyway Coordinator. In 2002, ICF teamed up with the *All Russian Research Institute for Nature Protection* to start a new project. A hang-glider pilot tried to lead a flock of young, captive-bred Siberian cranes along part of their traditional migratory route between Russia and Iran.

This bold initiative is an adaptation of a similar programme using an ultralight aircraft, which has shown promise for endangered Whooping cranes in the United States. Although the full migration route was not attempted in the first year, substantive progress has been made.

The “Asian Wetlands for Siberian Cranes and Other Waterbirds” GEF Project

The Global Environment Facility (GEF) approved a project to develop a wetland site and flyway network to conserve the Siberian crane and other migratory waterbirds in Asia. The project had been proposed by ICF and CMS. GEF will contribute a total of US\$10 million over a 6-year period. An additional US\$12.7 in co-financing has been committed.

The project will be carried out by ICF, under the aegis of the United Nations Environment Programme as well as in cooperation with CMS, and the Governments of China, the Islamic Republic of Iran, Kazakhstan and the Russian Federation.

It will focus specifically on conserving the international network of wetlands upon which the Siberian crane depends, together with a wide range of other wetlands biodiversity. The results of this project will provide a basis to expand the wetland site networks and more widely apply the approaches that have been developed in each participating country.

